

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

42 (18.2.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 7

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung • Badischer Staatsanzeiger Nr. 42

Nr. 7

Samstag, den 18. Februar

1928

Die Krise in der modernen Naturwissenschaft

Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir unser naturwissenschaftliches Weltbild wieder einmal revidieren müssen. Der schöne Traum der „klassischen“ Physik, daß wir nur auf Grund empirisch kontrollierbarer Beobachtung zu einer „objektiv“ richtigen Erkenntnis der Naturphänomene gelangen könnten, ist, wie es scheint, definitiv ausgeträumt. Und gerade die vielleicht modernste Wissenschaft, die Physik, ist es, die in ihrer neuesten Entwicklung gezeigt hat, daß es eine derart „objektive“ Erkenntnis des Naturgeschehens, d. h. eine Erkenntnis, die unter allen Umständen und auch unabhängig vom Beobachter gilt, nicht gibt und auch nicht geben kann. Neu ist diese These an sich nicht — die Philosophen haben sie — von ihrem Standpunkt aus natürlich — schon seit langem verfochten, aber es hat lange gedauert, bis auch die „exakten“ Wissenschaften der Philosophie auf diesem Wege folgten. Die neueste Entwicklung, speziell in der Physik, führt nun allem Anschein nach dahin, daß der bisher so scharf bestehende Gegensatz zwischen Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft mehr und mehr verwischt wird. Natürlich werden die Arbeitsmethoden und die Objekte der Untersuchung stets verschieden bleiben, aber in den prinzipiellen Fragen scheint sich jetzt eine deutliche Annäherung in der Auffassungsweise anzubahnen.

Wir wollen uns im folgenden an die Ausführungen halten, die Prof. Heisenberg, der neuernannte Leipziger Ordinarius für theoretische Physik kürzlich anlässlich seiner Antrittsvorlesung über das Thema „Erkenntnistheoretische Probleme der modernen Physik“ machte und die besonders geeignet sind, ein deutliches Licht auf die oben skizzierte Entwicklung zu werfen. Prof. Heisenberg gilt als einer der Begründer der neuen Atomphysik und seine Ausführungen verdienen gerade deshalb besondere Beachtung, weil sie in ihrer letzten Konsequenz das Eingeständnis enthalten, daß die moderne Physik gerade dasjenige Mittel, das bisher immer als das allein maßgebende und entscheidende galt, das Experiment, zweifelhaft geworden ist. Prof. Heisenberg wies zunächst darauf hin, daß die moderne Physik seit Plancks berühmten Forschungen über das sog. „Wirkungsquantum“ (1900) immer mehr einzugehen gelernt hat, daß die alte „klassische“ Mechanik zur Erklärung der Naturphänomene nicht ausreicht. Sie hat ihr in der „Quantenmechanik“ ein neues System entgegengesetzt, das gerade in den letzten Jahren einen starken Ausbau erfahren hat. Trotzdem ist dieses Gebiet heute erst vielleicht zur Hälfte erschlossen, — es findet hier, wie der Vortragende treffend sagte, ein ständiger „Bewegungskrieg“ zwischen den einzelnen Richtungen statt, und dauernd werden neue Resultate bekannt. Trotzdem aber sind die erzielten Erfolge ungemein groß, vor allem ist es mit Hilfe der neuen Denkweise möglich geworden, auf dem ungeneuer schwierigen Gebiet der Erforschung der kleinsten Bausteine der Materie, also auf dem Gebiete der Atomphysik, Klarheit zu erlangen, soweit dies eben möglich ist. Das eben ist nun der springende Punkt: Die moderne Physik steht heute auf dem Standpunkt, daß innerhalb der Welt des Atoms die „Naturgesetze“ nicht mehr streng gelten. Begriffe, wie Raum, Zeit und Kausalität gelten nicht mehr ohne weiteres und sind zum mindesten nicht im früher üblichen Sinne anzuwenden.

Speziell die Kausalität, in diesem Falle das Naturgesetz gilt nur mit einer Abweichung, einem Ungenauigkeitsfaktor, der nicht etwa auf irgendeiner Ungenauigkeit der benutzten Apparate usw. basiert, sondern der prinzipiell ist und uns eben zu der Erkenntnis zwingt, daß alle Naturgesetze, auf deren Entdeckung die klassische Mechanik so stolz war, nur mit Einschränkung gelten. Prof. Heisenberg nannte sie „statistische Gesetze“, d. h. sie haben streng genommen nur einen Wahrscheinlichkeitscharakter. Damit befinden wir uns im schroffsten Gegensatz zu der alten, klassischen Anschauung, der das Getriebe der Welt als eine Art Uhrwerk erschien, ausgedehnt im Raum, ablaufend in der Zeit nach ewigen, unveränderlichen und „absoluten“ Gesetzen. Seit Einsteins fundamentalen Forschungen konnte der Glaube an die „absoluten“ Naturgesetze nicht länger aufrechterhalten werden und die neueste Entwicklung der Atomphysik gibt nun das Analogon zur Relativitätstheorie auf ihrem Gebiet. Wir können an dieser Stelle auf die Einzelheiten dieser außerordentlich komplizierten Zusammenhänge nicht eingehen, sondern wollen uns auf die wesentlichen Ergebnisse der neuen Anschauung beschränken. Bemerkenswert ist übrigens gleich, daß es sich hier nicht nur um eine „Theorie“ handelt, sondern um bewiesene und jederzeit nachkontrollierbare Tatsachen.

Der fundamentale Gegensatz zur früheren Anschauung besteht vor allem darin, daß man zu der Erkenntnis der völligen Unmöglichkeit gelangte, das Naturge-

schehen „an sich“, d. h. völlig unabhängig vom Beobachter zu erfassen. Die moderne Physik kennt keine „Weltmaschine“ mehr, sie kennt lediglich Ausschnitte daraus, die verschieden sind jeweils nach den Bedingungen, unter denen sie beobachtet wird. Der Ablauf der Welt folgt wohl den Naturgesetzen, d. h. er erfolgt kausal, aber dieser Ablauf erfolgt nicht im Raum und in der Zeit, sondern diese Begriffe werden erst durch den Beobachter hineingetragen. Das heißt also, daß irgendein Naturvorgang streng genommen nur solange gesetzmäßig abläuft, als wir ihm keinen „störenden“ Beobachter gegenüberstellen. Selbstverständlich soll das nicht heißen, daß nun alle unsere Naturgesetze „falsch“ sind. Die Abweichung ist so minimal, daß sie in der makroskopischen Welt überhaupt keine meßbare Rolle spielt. Aber innerhalb der Welt des Kleinsten, in der Welt des Atoms, spielt sie eine durchaus meßbare Rolle, die sogenannte „Ungenauigkeitsrelation“ ist rechnerisch genau erfassbar. Hier wird die „störende“ Wirkung durch die Beobachtung als solche eben so groß, daß wir sie erfassen können — weil die vorliegenden Dimensionen so unendlich klein sind, daß schon der allergeringste Fehler erhebliche Störungen im Gefolge hat.

Wir sagten vorhin, daß der Beobachter „stört“, natürlich ist das nicht so aufzufassen, daß lediglich das Anschauen irgendeines Vorganges im Atom einen störenden Einfluß hat: eine Störung kommt durch die Bedingungen herein, ohne die wir nicht experimentieren können. Um zu beobachten, müssen wir sehen, d. h. wir müssen Lichtstrahlen in das betreffende System schicken, und diese Lichtstrahlen eben bringen die störende Wirkung hervor, von der wir sprachen und die jene Ungenauigkeitsrelation zur Folge hat, die auf keine Weise herabgesetzt werden kann, denn ohne Licht ist nun mal keine Beobachtung möglich. Professor Heisenberg formulierte diese ungemein wesentliche Erkenntnis dahin, daß „jedes Experiment zur Messung irgendeines physikalischen Geschehens seinerseits das Geschehen stört, das gemessen werden soll“.

Aus dem Gefagten dürfte zur Genüge hervorgehen, daß die moderne Naturwissenschaft einen Wendepunkt ihrer Entwicklung erreicht hat. Die solange unangreifbar gebliebene Bedeutung des Experimentes ist erschüttert, und damit fallen auch alle darauf aufgebauten Lehrgebäude in sich zusammen, soweit sie den Anspruch erheben, objektive, d. h. auch für sich genau so wie ohne Beobachter bestehende Erkenntnisse zu ermöglichen. Wir sind wieder etwas bescheidener geworden, zum mindesten in bezug auf die Allgemeingültigkeit unserer wissenschaftlichen Erkenntnisse, aber dafür haben wir eine neue Wahrheit gewonnen. Dr. S. Wolterck.

Die Baukunst der neuesten Zeit

Man liest in der letzten Zeit oft, daß es in den Bilderausstellungen so ruhig geworden sei. Kein Streit mehr um die „Ismen“, keine laute Ablehnung, wie man sie noch vor wenigen Jahren hören konnte, aber auch keine begeisterte Verteidigung des Neuen, in welcher Gestalt es sich auch zeigen möge. Man kann in der Tat feststellen, daß das Interesse an dem Suchen der Maler nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten nachgelassen hat. Die Bilderausstellungen, und mögen sie noch so gewählt sein, können lange nicht mehr in dem Maß das Interesse fesseln wie zu Anfang unseres Jahrhunderts. Ist man müde geworden, sich mit Fragen der künstlerischen Gestaltung zu beschäftigen? Gewiß nicht! Aber man hat erkannt, daß das entscheidende Wort nicht durch die Maler gesprochen wird, sondern durch die Baukünstler. Man fühlt hier die Kräfte, welche am reinsten die unserer Zeit notwendige Form prägen können. So hat sich die ganze Heftigkeit des Meinungsstreites, der früher in den Bildersälen ausgefochten wurde, den Problemen der neuen Baukunst zugewendet. Die Fragen, ob das flache Dach dem Steildach vorzuziehen sei, ob Rationalisierung, Typisierung und Normierung besser sei als individuelle Einzelform, ob Horizontalismus oder Vertikalismus, ob funktionelles Bauen oder ästhetisierendes, „schöne“ Gestaltung in Anlehnung an das ererbte Formengut früherer Zeiten den Weg zum Heil bedeute, alle diese Fragen werden heute mit derselben Leidenschaftlichkeit erörtert wie noch vor kurzem die Frage, ob der Expressionismus der Maler überhaupt eine Daseinsberechtigung habe.

So kann es nicht Wunder nehmen, daß das Buch von Gustav Adolf Platz, dem Vorstand der Ortsbaukontrolle und Baupfleger in Mannheim, das „Die Baukunst der neuesten Zeit“ behandelt und erst Ende September des Jahres 1927 erschienen ist, jetzt bereits, nach noch nicht fünf Monaten, fast vergriffen ist, so daß die Arbeiten an einer neuen Auflage in Angriff genommen werden mußten. Der Propyläenverlag hat dieses große Werk in Verbindung mit der „Bauwelt“ herausgegeben als Ergänzungsband der bekannten und beliebten großen Propyläen-Kunstgeschichte. Im selben Gewande wie jene

statlichen Bände, in derselben üppigen Aufmachung mit Hunderten ausgezeichneter Tafeln, ist das Buch erschienen, ein prachtvolles Anschauungsmaterial und ein Text von etwa 150 Seiten, ein wertvolles Verzeichnis der in Wort und Bild behandelten Architekten und ein sorgfältiger Literaturnachweis. Ein Kompendium ist da entstanden, das jedem, der sich mit der Baukunst unserer Zeit beschäftigen will, die Mittel zum Studium an die Hand gibt.

Platz gliedert seinen Text in zwei Hauptteile. Im ersten behandelt er die geschichtliche Entwicklung der Baukunst in den letzten 30 Jahren. Die große Linie, die von dem Einsetzen des viel geschmähten Jugendstils an bis zu den neuesten Ausschöpfungen hinführt, ist objektiv klargelegt, vielleicht zu objektiv, weil dadurch dem unbefangenen Leser, der Wertungen sucht, die Stellungnahme sehr erschwert wird. Der zweite Teil gibt Grundriss über die Möglichkeiten baukünstlerischen Gestaltens. Besonders wichtig sind die Kapitel „Die Elemente der Stilbildung“ und „Die Gesetze der architektonischen Komposition“. Dem Leser werden hier wichtige Maßstäbe zur Bildung des eigenen Urteils gegeben. Aber auch diesem Teil hätte man eine weniger große Unpersönlichkeit gewünscht. Platz, der selbst der neuesten Baukunst gegenüber durchaus positiv eingestellt ist, gibt im Grunde nichts weiter als eine sehr vorsichtig formulierte Aufzählung von stilbildenden Faktoren. Der Leser mag sich selbst danach sein Urteil bilden. Gewiß hat diese Methode ihre großen Vorteile, wenn es sich um Dinge handelt, die nicht so unmittelbare Gegenwart sind, wie die Fragen des modernen Wohn- und allgemeinen Bauwesens. Man kann diese Fragen nicht ohne gewisse Einseitigkeit behandeln. Der Leser, der das schöne Abbildungsmaterial durchgesehen hat, wird im Text vergeblich die Richtlinien suchen, die ihm energisch und eindeutig auf eine der vielen „Richtungen“ hinweisen und ihm sagen: „Hier ist der Weg, der weiterführt.“ Jede der einzelnen Möglichkeiten ist mit derselben Liebe behandelt, so daß dem Laien zuletzt eine sichere Wertung fast unmöglich wird. — Wünscht man dem Buche für die zweite Auflage Änderungen, so müßten sie wertender und klärender Art sein. Aus der großen Anzahl der älteren Bauten könnte ohne weiteres eine ganze Menge fortbleiben. Dafür könnten prägnante neue Arbeiten eingefügt werden, wie sie seit der Drucklegung in großer Anzahl entstanden sind. Für den Text aber bitten wir um energische Unterbrechung des in die Zukunft Weisenden, Fruchtbareren, das doch heute schon deutlich von der sentimentalen Formulierung der vor 30 Jahren so wichtigen Wegbereiter der Moderne zu unterscheiden ist.

Solche Wünsche können ausgesprochen werden, ohne den Wert des Buches als Ganzes zu schmälern. Es ist ohne Zweifel eine große Leistung, das riesigen Material der baukünstlerischen Schöpfungen, die in Deutschland während der letzten dreißig Jahre entstanden sind, soweit gesichtet zu haben, daß eine Basis für die Erkenntnis des Ablaufs baukünstlerischen Geschehens in dieser Zeit gegeben ist. Die Gewißheit, daß die Baukunst im letztvergangenen Menschenalter einen entscheidenden Schritt vorwärts getan hat — gerade den Schritt aus dem Alten heraus — und daß sie eben im Begriffe ist, den zweiten ebenso wichtigen Schritt ins Neue hinein zu unternehmen, diese Gewißheit wird selbst der befängste Betrachter der Bildtafeln bekommen. Und das ist trotz aller Wünsche im einzelnen das große Verdienst des Buches. Dr. Str.

Öffentliche Meinung und Presse, eine sozialwissenschaftliche Studie von Dr. Gerhard Münzner, 1928. Verlag G. Braun, Karlsruhe. Preis br. 4,20 M., geb. 5 M.

Die im Laufe der Entwicklung des Hochkapitalismus immer deutlicher zu erkennende Zusammenballung der Machtfaktoren hat seit einigen Jahren in verstärktem Maße den Blick auf ein unaufhaltsam ansteigendes Kampfmittel, die Presse, gelenkt. Die Diskussion der politischen und kulturellen Probleme der Gegenwart mußte sich auf das bisher kaum hinreichend durchforschte Gebiet der Pressewirkung beziehen, um jene Faktoren herauszuschälen, deren Erkennen den Schlüssel zur Beherrschung der Massenurteile und -gestimmungen bietet.

Das vorliegende Buch sucht dieser in ihrer Eigenart heiß umstrittenen Frage auf Grund einer soziologischen Betrachtungsweise näher zu kommen und führt die Analyse der Urteilsbildung und der Gedankenströmungen in der Masse des Entstehens der Meinungen, der Beeinflussung der Gesinnungen und Urteilsstimmungen in ihrer Gesamtheit auf die letzten psychischen Zusammenhänge in der Urteilsentwicklung des Individuums zurück.

Die Erkenntnis der „öffentlichen Meinung“, die Problematik ihres Bestehens, ihrer Entwicklung, Wirkung und Zukunft kann sich nicht auf der Ergründung des Was ist? aufbauen. Dies Buch fragt nach dem Warum. Es vermeidet die von der Literatur unaufhörlich festgestellten Bewertungen der Masse, die billigen Urteile über ihre „Minderwertigkeit“, ihre „Anreise“, ihre geistige „Ignoranz“, die Beweisführung dieser Studie hat sich vielmehr in den psychischen Ausgangspunkt der Individualurteile ein und führt so zu entscheidenden und neuartigen Ergebnissen auf dem Gebiete der Soziologie von Masse und öffentlicher Meinung. Phänomene wie Führer, Partei, Gruppe, Agitation, Schlagwort, Propaganda erscheinen so in neuem Licht und vermögen den Weg für eine aktuelle Soziologie der Presse zu bahnen.

Durch die sachliche Leidenschaftslosigkeit der Argumentation, durch seine Eindringlichkeit der Logik, durch seine Klarheit der Diktion füllt dies Buch eine fühlbare Lücke in der modernen Sozialwissenschaft aus.

**Alfred Sterns neues Werk:
„Der Einfluss der französischen Revolution
auf das deutsche Geistesleben“**

Stern stellt in seinem bei Cotta, Stuttgart, erschienenen Buch die „Geistesgeschichte“ im eigentlichen Sinn und im Gegensatz zu der Staatengeschichte heraus; innerhalb dieses Rahmens aber, der die ganze Zeit von 1789—1814, die Zeit der großen, europäischen Revolution, umfasst, bietet er eine Fülle weniger bekannter und sehr wichtiger Tatsachen. Darin liegt die beste Rechtfertigung, falls er dieser überhaupt bedürfe, daß er diese Schilderung, nach den Werken älterer und neuerer deutscher und französischer Historiker und Literaturhistoriker, um von ihnen nur Häuser, Gervinus, Correl und Jaurès zu nennen, noch herausgebracht hat. Daß all diese Ideen zunächst nur durch spärliche Kanäle in weitere Schichten des deutschen Volkslebens eindringen konnten, findet seine Begründung in dem Fehlen eigentlicher politischer Zeitungen, so daß eben zunächst nur eine gewisse „geistige Oberschicht“ von ihnen erfasst werden konnte. Für politische Auseinandersetzungen hatte man sich an Wochen- und Monatschriften zu halten, von denen allerdings Schlägers „Staatsanzeigen“, schon den Weg zur späteren Macht der Presse wies; immerhin waren aber diese Veröffentlichungen doch nur einem kleineren Kreise zugänglich.

Da die räumlichen Grenzen für eine Besprechung nicht allzu weit gezogen werden können, muß ich es mir versagen, hier auf die Stellungnahme jener Geistesgrößen einzugehen, die uns allen schon mehr oder weniger aus der Geschichte oder Literaturgeschichte bekannt sein dürfte. Das aber darf wohl wiederholt werden, daß der erste Widerhall, unbeschadet der späteren Stellung, fast allgemein auf einen Ton freundlicher Zustimmung eingestellt war. So konnte, um eine Stimme herauszugreifen, der Göttinger Professor Schläger nach den am 14. Juli vorgekommenen Ausschreitungen schreiben: „Wo läßt sich eine Revolution ohne Erzeffe denken! Krebsgeschäden heilt man nicht mit Rosenwasser. Und wäre auch unschuldiges Blut dabei vergossen worden (doch unendlich weniger als das, was der böllerräuberische Despot Ludwig XIV. in einem ungerechten Kriege vergoß): so kommt dies Blut auf Euch, Despoten, und eure infamen Werkzeuge, die ihr die Revolution notwendig gemacht habt!“ Auch Wieland nahm 1789 für die konstituierende Nationalversammlung Partei, die Mopstock, der schon die Einberufung der französischen Reichststände mit einer Ode begrüßt hatte, als einen „weisen“ Bund zwischen Vater und Kindern, Ludwig dem XVI. und seinem Volke rühmt. Er war es auch, der sich warnend gegen den Herzog von Braunschweig wandte, als dieser den Oberbefehl gegen das französische Revolutionsheer übernehmen sollte. Freilich hat er, dem es als höchste Ehre und als ein Glück galt, sich mit einem Washington in die Ehre des französischen Bürgerrechts teilen zu dürfen, wie Schiller und manche andere später schäudernd auf diese Ehre verzichtet. Zeit seines Lebens blieb dagegen Heinrich Voh, der Enkel eines freigelassenen Handwerkers, Sohn eines Kantmerdieners, dem Glauben an den endlichen Sieg der demokratischen Ideen treu. „Es wird doch ein erwünschtes Ende nehmen,“ schrieb er zwei Tage vor der Kanonade von Valmy, „doch! und wenn die Welt voll Preußen wär“ und wollte sie verschlingen!

Daß im Bodenvinkel Süddeutschlands, in Schwaben, die Vorgänge in Frankreich bei vielen, besonders aber bei dem erst vor zwei Jahren aus der Haft des Hohenasperg entlassenen Schubart einen begeisterten Widerhall fanden, braucht kaum betont zu werden. Dagegen seien hier zwei junge Schwaben besonders erwähnt, die mit anderen Deutschen, von denen ich nur Archenholz, Merd, Forster, Campe und W. v. Humboldt als bekannte Namen anführe, ihre Ein-

drücke an Ort und Stelle selbst sammeln konnten. Es sind dies Karl Friedrich Reinhard, der Schorndorfer Pfarrersohn und ehemalige Hauslehrer in Dorbeaug mit seinem bemerkenswerten Aufstieg bis zum Pair von Frankreich unter Louis Philipp, und Johann Georg Kerner, der ältere Bruder des Dichters Justinus Kerner, gleich diesem Arzt. Kerner der 1812 als Arzt in Hamburg starb, war wohl recht eigentlich ein Opfer seiner Enttäuschungen. Der bedeutendste und weitblickendste der Deutschen in Paris war unstreitig Georg Forster, der Sohn des berühmten Naturforschers und Weltreisenden Johann Reinhold Forster, dessen merkwürdige Prophezeiung eines kommenden Cäsar oder Cromwell dafür bereitetes Zeugnis ablegt.

Was Sterns Buch zu besonderem Vorzug gereicht, ist die Einbeziehung der deutschen Schweiz. Was bei ihren Vertretern auffällt, ist, möchte ich sagen, der einen auch heute immer wieder bei vielen Schweizern deutliche Zug der Sachlichkeit, die sich bemüht, in Lob und Tadel nicht über das Ziel hinauszuschießen. Ich führe hier nur einen Ausspruch Pestalozzis an: „Europa muß die Quellen des französischen Schulgebirges in den Ursachen, welche dieses Volk zu dem machten, was es ist, erforschen, ihnen Einhalt tun, sonst wird Europa werden, was Frankreich war, oder vergehen, ehe es so tief sinkt.“ Und ähnlich läßt sich der nachmalige Schweizer Staatsmann und tüchtiger Schriftsteller, Miterin, vernehmen. Ich empfehle gerade dieses Kapitel der besonderen Beachtung der Leser. Ebenso empfehle ich, nochmals rückgreifend, in dem Kapitel: „Deutsche in Paris“ die ganz verschiedene Einstellung des Schriftstellers und Pädagogen Joachim Heinrich Campe und des, in seiner Gesellschaft reisenden, „früheren Schillers, des 22jährigen Wilhelm von Humboldt, dessen Zurückhaltung in merkwürdigem Gegensatz zu Campes Briefen, „dem Produkt eines schwärmerischen deutschen „Schulmeisters“ steht, wie ihn ein Zeitgenosse bezeichnet.

Aus der Weimarer Dichtergemeinschaft wohl zumeist der, weiteren Kreisen weniger bekannte Standpunkt Wielands und Herders. Wieland war nie so unbedingter Anhänger des revolutionären Gedankens, wie er zunächst ausgegeben wurde, wie dann auch ein unbedingter Feind desselben; er hatte aber die politische Ader und sah Hug abwägend beide Seiten. Daß Herder, der allerdings nicht publizistisch vor einen größeren Leserkreis trat, immer und überall tapfer seine Meinung vertat, und sich damit, besonders auch bei Hofe, manchen Anfeindungen aussetzte, ist zu wenig bekannt. Aber allem, und aus seiner Einstellung heraus, erwachte bei ihm früher als bei anderen, die ihn beschwerten, das Bewußtsein, daß jenseits der vielen Grenzpfähle deutsche Brüder wohnten, daß nur ein Volk, einig in seinem Fühlen und Erleben einmal Teil haben könnte an den Segnungen einer unter Blut und Opfern von einem Nachbarvolke erlangten Freiheit, daß nur Einigkeit stark und frei machen könne. Noch 1798 gab er dem in ergreifender Weise in seiner Ode Germaniens Ausdruck:

„Höfe schützen Dich nicht, ihre Magnaten fliehn,
Wenn kaum nahest der Feind!“
In der Erkenntnis, daß nur in dieser Einigkeit Gedeihen liege, gingen ihm, wie einem Kant, und noch mehr fichte die Wege vom Weltbürger zum (ohne das Allgemeine der Völker zu bekennen), über die Vaterlandsliebe hin zum Nationalstaat.

Das Wort eines Görres hat heute, wie je seine Bedeutung:

„Wo der Staat nur in wenigen lebt, da führt ihr Verderben ihn auch leicht zum Untergang, und sinkt und steigt mit ihnen; wo die Gesamtheit aber ihm ihre Teilnahme zugewendet hat, da lebt er ein unbewußtlich, immer sich verjüngend Leben.“

Marie Schloß, Königsfeld.

Karlsruher Konzerte

Nun ist die Aufführung von Gändels „Samson“, die schon vor Weihnachten angekündigt war, aber damals der schwierigen Einfindung wegen verschoben werden mußte, doch noch zustande gekommen, und trotz der nahen Fastnachtstage, die eigentlich solch einer Darbietung eines Oratoriums nicht günstig sind, war die Festhalle erfreulicherweise nahezu ausverkauft. Wieder zeigte sich an dieser Tatsache, wie beliebt gemischte Choraufführungen sind, ja daß sie zu ihrem Teil mit dem wertvollsten Glied bodenständiger Musikpflege darstellen.

Zweifellos hatte jedoch auch Gändels Werk selbst die große Anziehungskraft auf die Besucher mitbewirkt. Nachdem es einige Jahre fast den Anschein gewann, als wollten die wieder ausgegrabenen Opern Gändels seine Chorwerke überflügeln, setzt sich gegenwärtig zusehends die Erkenntnis durch, daß der Schwerpunkt seines Schaffens trotzdem in den Oratorien zu suchen ist. So wichtig auch einzelne Opernschöpfungen sein mögen und zumal für den Historiker aufschlußreich, weil sie den mutigen Kampf eines deutschen Genies gegen italienischen Schlenkrian offenbaren, theaterwirksam sind sie nie gewesen, und wenn sie eine Verlegenheitsmode zeitweilig durch Überarbeitung und allerhand Regiekunst der Bühne zurückerobern wollte, so ist das zwar ein rühmliches, im Grunde aber zugleich unfruchtbares und überflüssiges Unterfangen. Gändel hätte sich wohl selbst am meisten darüber gewundert, daß man rund zweihundert Jahre nach seinem Tode plötzlich diese Produkte seiner unglückseligen Theaterdirektorenperiode jenen Werken, die er persönlich weit höher schätzte, und die seiner reifen Zeit entstammen, vorziehen könnte.

Die heute erst mögliche Vergleichung beider Gattungen hat uns immerhin einen wichtigen Vorteil gebracht: Auch in den religiösen Chorwerken spürt man deutlicher als je zuvor den Musikkontrast, nicht mit Unrecht kann man daher die Mehrzahl der Gändelschen Oratorien, wie ich schon an anderer Stelle eingehender ausführte, geradezu Choroperen nennen, und sie sogar durch szenische Aufführung dem modernen Empfinden näher bringen. Der „Samson“ macht wahrlich durch seine Anlage in drei Akten und Einzelszenen keine Ausnahme, allerdings sind hier den Negativen und Kriegen, welche die handelnden Personen zu stören haben, sozial Massenszene beigegeben, daß kaum ein Theaterchor allein sie bewältigen und in entsprechender Wirkung gestalten kann. Selbst bei der jetzigen Konzertaufführung im Rahmen des VII. Sin-

foniekonzertes, wobei doch durch die Aufbietung des Bahvereins, sowie des Sing- und Orchesters des Landes theaters annähernd 250 Sänger und Sänginnen auf dem Podium standen, klangen verschiedene Vokalstücke nicht machtvoll genug. Im übrigen hatte aber Generalmusikdirektor Josef Krips auf die Ausführung dieser Teile besonders große Sorgfalt verwendet und durch eifrige Probearbeit das gewöhnlich bei so großen Besetzungen mangelnde Zusammenfinden fast vollkommen hergestellt. Am gelungensten und eindringlichsten waren die Partien des zweiten und dritten Aktes, schon weil sie ein tiefes Gefühl religiöser Weihe in sich tragen und stimmungsgeschaffend zu den tragischen Vorgängen kontrastieren. Von den Solisten — sie hatten alle einige Schwierigkeiten, sich in den ihnen welterschweren Gändelstil einzufinden — möchte ich voran Marie Franz, welche die Sopranpartie klar und rein wiedergab, und dann die wunderbare Altstimme Magda Strauß erwähnen. Zwischen den Leistungen Wilhelm Kuntzigs und Franz Schusters darf man sicherlich unsern Baphariten die tiefere gehenden Regungen zusprechen. Der lyrische Tenor bemühte sich freilich ebenfalls, mit künstlerischem Feingefühl den Ton zu färbem und führen, doch war von einer charakteristischen, auf stärkere Ausdruck bedachten Auffassung keine Rede. Das begleitende Landestheaterorchester hielt sich prächtig und sicherte sich auch bei den eingestreuten Instrumentalstücken, so gleich mit der einleitenden Sinfonie und später mit dem Trauermarsch, verdiente Sonderbeachtung.

Babisches Landes theater. Es scheint die Meinung verbreitet zu sein, daß kostümierte Besucher bei den Aufführungen des Fastnacht-Babarets nicht zulässig seien. Demgegenüber wird darauf hingewiesen, daß das Erscheinen im Kostüm bei diesen Aufführungen nicht nur gestattet, sondern zur Erhöhung der Stimmung des Theaters sogar erwünscht ist. Die Absicht, im Anschluß an den Besuch des Fastnacht-Babarets sich an einer anderen Veranstaltung zu beteiligen, wird also durchaus nicht gestört.

Zeitschriftenschau

Die Nummer 7 des „Deutschen Jägers“, München, ist als Karnevalsnummer erschienen. — Schon das vom Münchner Meister Knebler gezeichnete farbige Titelblatt („Fortwärters Fahrt zur Reboute“) betritt die übliche Einstellung der auch illustrativ sehr reichhaltigen Nummer.

Fastnachtsgebräuche im Odenwald

Das Fastnachtsfeuer

Fastnacht, die Ranne tracht!
Die Kiesel sind gebadet.
Ich e gute Fraa im Haus,
Do gibt sie mer e Kiesel raus.
Kiesel oder Sped!
Oder ich geh vor der Haustür nimmer weg!

So ruft und schreits in den ersten Nachmittagsstunden des Fastnachtsdienstages durch die Gassen und Gäßchen vieler Odenwalddörfer. Die übermüdete Dorfjugend, kleine Säckchen umgehängt oder einen großen weitbauchigen Korb im Arm, als „Boog“ verkleidet, zieht von Haus zu Haus, Kiesel, Kugel oder Geld einsammelnd, welches ihnen gerne gegeben wird.

Die reifere Jugend, Frauen und Männer, verrichten an diesem Tag allerhand Arbeiten in der Meinung, diese bringen, an Fastnacht verrichtet, doppelten Segen. Die Frauen sitzen an warmen Herde und brodeln Bohnen, Erbsen und Linsen aus, machen den Rübsamen und Gemüsesamen, der den Winter über auf dem Speicher hing, aus seinen Fruchthüllen; die Männer fetten das Gschirre ihrer Zugtiere ein und schaufeln auf dem Boden das Saatgetreide um. Diese Früchte am Fastnachtsdienstag so behandelt, keimen besser und gedeihen gut. Der Hühnerstall wird an diesem Tage morgens ausgemistet und mit Holzgasche ausgestreut, weil die Hühner dann das ganze Jahr hindurch besser legen.

Viel mehr wird an diesem Tage nicht gearbeitet. Noch vor Dunkelheit wird sich in irgend eine närrische Kleidung gesteckt, wobei man die Schränke und Kommoden der „Mitwatern“ mit ihrer einstigen, schönen „Kirchentracht“ besonders bevorzugt. Jeder nimmt irgendein „Musikinstrument“ — Blechbedel, alte Rannen, Trompeten — zur Hand und martert diese und der Zuhörer Ohren vom ersten bis zum letzten Haus. In Gänsemarsch wird dann in manchen Dörfern — die Schuljugend voraus — der vom babischen Oberland eingeschleppte Reim gröhrend gesungen:

„Hoorig, hoorig, hoorig ich die Raß,
Und wenn die Raß net hoorig ich,
Dann fängt se aa lei Meis;
Hoorig, hoorig, hoorig ich die Raß!“

Dieser bunte und närrische Zug endigt schließlich im Dorfkrug, wo „Musik“ und „Gefang“ ihre Fortsetzung finden. Draußen auf der Dorfgasse rufen noch die Allerkleinsten „Jasebuk, ich gar nig nuß!“

Früher hat die Dorfjugend in allen Bauernhöfen Stroh in großen Massen gesammelt. Man holt dann ein altes ausgebrauchtes Wagenrad mit recht weitem Büchsenloch, bindet Strohhäufte zwischen Speichen und Felgen, bis ein ungeheurer Strohhylinder entsteht. Da gibts Arbeit für Buben und Mädchen. Jeder Mitwirkende — und wer bleibt da daheim! — hat sich auch gute Fadeln aus Schälkappellen (Eichenschälholz) oder an Steden gebundenes Rienholz besorgt. Beides ist im Kadofen gut durchgetrocknet worden. Bei anbrechender Dunkelheit zieht jung und alt auf die Anhöhe; unterwegs werden die auf Pfählen aufgeschichteten Reifgebunden mit den selbstgemachten „Fadeln“ angezündet. Doch der Hauptspaß kommt erst noch im Feuerbad. Die Büschchen haben eine lange, buchene Stange durch das Büchsenloch gesteckt, die am Rad festgebundenen Stroh- und Reifgebunden angesteckt, und dann sauft das Feuerbad unter Abhängen von Frühlingstiedern den Abhang hinunter. Spät auf Spritzen die Funken, gewaltige Flammen ledern gegen den nächtlichen Himmel und die Büschchen schwingen ihre langen Fadeln und werfen sie in die dunkle Nacht hinaus.

Flammen, Funken und Fadeln sind erloschen, auch die Frühlingstiedler sind verstummt; dem germanischen Lichtgott Balbur sind Licht und Feuer geweiht worden. Die Tage nehmen zu, die Sonne bekommt wieder langsam Kraft und damit beginnt für den Landmann neues Leben, neues Schaffen, neues Hoffen. Mühsam muß er seinen Lebensunterhalt der harten Scholle abringen. Geschenkt wird ihm nichts, auch fällt ihm nichts in den Schoß. Das ist der tiefe Sinn der alten Fastnachtsfeier und Fastnachtsfeueräder im Odenwald.

Früher, als man Bienen noch in Strohhörben hielt, trankte man alte Bienenkörbe mit Reß und diese bildeten dann die Feueräder für die halbwüchsige Jugend. In Redarlabach, Brombach, Langenthal und Heddesbach werden noch alljährlich Fastnachtsfeueräder abgebrannt. Doch in den meisten Gemeinden des Odenwaldes ist diese uralte Sitte befallen gegangen; doch, daß sie einst fast überall ausgeübt wurde, beweisen uns heute noch die Flurnamen, jene unbeschriebenen Urkunden.

Diese Sitte des Feuerades, welches man oft auch über ein Saatfeld laufen läßt, ist noch heidnischen Ursprungs. Auf solchen Feldern soll „es viel Frucht geben“. Auf Fruchtbarkeit beruht der Wohlstand des Bauern; sagt doch ein altes Odenwälder Sprichwort vom reichen Bauer: „Bei dem macht der Dreschsegel unter der Stiege Jung!“ Doch Fruchtbarkeit genügt nicht allein. Seuchen, Krankheiten, Mißwachs können Wohlstand und Getreide dezimieren. Das Feuer reinigt und läutert.

Da dieser Odenwaldbrauch heidnischen Ursprungs ist, wird er wohl früher in den meisten Gemeinden durch die Geistlichen unndigerweise unterdrückt worden sein. Der Odenwälder ist heute doch noch abergläubisch. Jedenfalls sind heute nur noch kümmerliche Fastnachtsfeuer und Fastnachtsäder am Fastnachtsdienstag zu sehen. Doch wollen wir froh sein, daß wenigstens noch ein Teil sich bis auf heute erhalten hat.

Fastnacht, die Ranne tracht!
Ich hab se löre trache.
Do e alti Hex im Haus?
Geb mer mol e Kiesel raus!

H. Pfisterer.